

LISA MOORE
Und wieder Februar



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

»Die ›Ocean Ranger‹ begann am Valentinstag 1982 zu sinken, und am nächsten Tag bei Morgengrauen war sie untergegangen. Die gesamte Besatzung kam ums Leben. Helen war damals dreißig, Cal einunddreißig. Es dauerte drei Tage, bis feststand, dass niemand überlebt hatte. Drei Tage lang hofften die Menschen. Manche jedenfalls. Helen nicht. Sie wusste, dass die Männer tot waren, und es war ungerecht, dass sie es wusste. Sie hätte diese drei Tage auch gern gehabt.«

Ein ganzes langes gemeinsames Leben: Als Helen an einem grauen Februartag ihren geliebten Mann Cal verliert, weiß sie nicht weiter, sieht keinen Ausweg, keine Alternative zu ihren gemeinsamen Plänen, ihren Träumen. Und doch macht sie weiter – für ihre drei Kinder, für das vierte, mit dem sie schwanger ist. Zieht sie groß, hält ihre Familie zusammen, zeigt Stärke. Innerlich aber trauert sie. Bis ihr ältester Sohn John ihr eine überraschende Enthüllung macht und sie damit selbst zurück ins Leben holt. Und ihr zeigt, dass neben Trauer und Dunkelheit immer auch Platz ist für menschliche Nähe, Liebe und ein neues Versprechen von Glück.

Autorin

Lisa Moore, 1964 in St. John's, Neufundland, geboren, studierte Kunst am Nova Scotia College of Art and Design. Sie gilt als eine der talentiertesten Schriftstellerinnen ihrer Generation. Ihr Debütroman *Alligator* sowie der Erzählungsband *Open* waren nationale Bestseller. Mit *Und wieder Februar* war sie Finalistin für den »Man Booker Prize«.

Lisa Moore

Und wieder
Februar

Roman

Aus dem Englischen
von Kathrin Razum

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »February«
bei House of Anansi Press in Toronto.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2013
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Carl Hanser Verlages
Copyright © der Originalausgabe 2009 by Lisa Moore
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011
by Carl Hanser Verlag München
Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur, München,
unter Verwendung eines Entwurfs und einer
Fotografie von Peter-Andreas Hassiepen, München
Th · Herstellung: Str.
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Made in Germany
ISBN 978-3-442-47905-4
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine Eltern, Elizabeth und Leo Moore.

Früher Morgen

Sonnenauf- oder -untergang, November 2008

Helen sieht zu, wie der Mann die Schlittschuhkufe an das Schleifrad hält. Eine Stahlhaube fängt den orangefarbenen Funkenregen auf. Das tiefe Surren wird zu einem Kreischen, und sie denkt: Johnny kommt nach Hause.

Die Ladentheke unter ihren Fingern vibriert von der Schleifmaschine; Johnny hat gestern Nacht vom Flughafen in Singapur angerufen. Im Hintergrund das Dröhnen eines landenden Flugzeugs. Sie hatte sich auf den Ellbogen gestützt und nach dem Telefonhörer gegriffen.

Ihr Enkel Timmy steht wie gebannt vor dem Kaugummi-automaten. Ein mit Kuli beschriftetes Pappschild verspricht einmal Schlittschuhschleifen gratis, wenn man eine schwarze Wunderkugel zieht.

Ich hab einen Quarter, sagt Helen und öffnet den Reißverschluss ihres perlenbestickten Müntzäschchens. Sie ist Mutter eines Sohnes und dreier Töchter und hat zwei Enkelkinder.

Meine Töchter waren folgsam, denkt sie, während sie nach dem Quarter kramt. Sie erinnert sich an eine schallende, schmerzhaft Ohrfeige. Einmal hat sie Cathy ins Gesicht geschlagen, der weiße Abdruck ihrer Hand, der sich langsam rötete – das ist Jahre her, ein ganzes Leben. Helen verlangte

von den Mädchen, dass sie sich fügten, dass sie taten, was sie sagte, Johnny dagegen war nicht zu bändigen gewesen.

Ein Junge, so wie Cal, hatte sie gedacht, als sie entdeckte, dass sie mit Johnny schwanger war. Die Krankenschwester hatte ihr beim ersten Mal das Geschlecht des Fötus nicht genannt, aber Helen hatte gewusst, dass es ein Junge war. Die Ultraschalluntersuchung war morgens um fünf, und sie fuhr mit dem Rad hin. Die Lime Street war von einem frühen Oktoberreif überzogen. Um diese Uhrzeit standen noch Sterne am Himmel. Helens Hände am Lenker waren kalt. Den Carter's Hill hinauf hatte sie schieben müssen.

Mit welcher Macht ihr Sohn als Kind nach allem verlangt hatte. Nach diesem Welpen zum Beispiel, der hinter dem Supermarkt auf einem Stück Pappe gehockt hatte. Sie sprach von den Kosten, den Flöhen, dem vielen Auslauf, den so ein Hund brauchte. Aber Johnny wollte den Hund.

Das Schleifrad heult jedes Mal schrill auf, wenn die Kufe es berührt, und Helen nimmt eine Handvoll Münzen und lässt Timmy einen Quarter heraussuchen. Seine Mutter wird böse sein. Timmy isst sein Gemüse nicht, lebt von Makkaroni mit Käse. Es gibt Regeln – bei all ihren Töchtern gibt es drakonische Regeln. Das Schicksal der Welt kann von einer Wunderkugel abhängen. Nein heißt Nein.

Der gesamte Ertrag, liest Helen, geht an die Canadian Mental Health Association. Sie sieht zu, wie der Junge die Münze in den Schlitz steckt und den schwergängigen Hebel betätigt und wie die Wunderkugeln hinter der Scheibe nach unten sacken. Timmy hebt die kleine Klappe mit einem Finger an. Schwarz. Eine schwarze Wunderkugel rollt in seine Hand. Er dreht sich um und zeigt sie Helen. Strahlend. Seine blasse, sommersprossige Haut. Die blaue Ader an seiner

Schläfe. Kupferrotes Haar. Ganz die Mutter. Ganz und gar. Voller Freude, mit seinen farblosen Wimpern, den grünen, haselnussbraun gesprenkelten Augen. Die zweite Schlittschuhkufe am Schleifrad. Der Geruch heißen Metalls. Und die fächerförmig aufstiehbenden orangefarbenen Funken. Timmy hält die schwarze Wunderkugel hoch, und der Mann stellt die Schleifmaschine ab und schiebt sich die Schutzbrille auf die Stirn.

Einmal gratis, sagt er. Dabei verzieht er das Gesicht und fährt mit dem Daumen über die Kufe.

Johnny hat gestern Abend angerufen, um ihr zu sagen, dass in Singapur gerade die Sonne aufging. Auf- oder unterging, das wusste er nicht.

Ich weiß gar nicht, welcher Tag heute ist, sagte er. Er kam aus Tasmanien, hatte im Flugzeug geschlafen und jedes Zeitgefühl verloren. Der Empfang seines Handys war gestört, seine Stimme wurde mal lauter, mal leiser. Er hatte Helen geweckt. Nächtliche Anrufe erschreckten sie zu Tode.

Kann sein, dass heute Montag ist, sagte er. Oder Sonntag. Über den Palmen am Rand der Landebahn hängt eine große rote Kugel.

Hast du je versucht herauszufinden, wodurch sich das, was du bist, von dem, was du werden musst, unterscheidet?, fragte er. Er sprach leise, und Helen setzte sich etwas aufrechter hin. Manchmal war seine Stimme ganz deutlich zu hören.

Johnny konnte beim Anblick eines Sonnenuntergangs einfach gewaltig ins Philosophieren geraten, mehr nicht. Vielleicht war ja alles in Ordnung, dachte sie. Er war fünf- unddreißig. Er war irgendwo in Singapur.

Sie dachte an ihn zurück: ein Tag am Strand, als er sieben

war, sein gebräunter Oberkörper, die Waden sandverkrustet. Ein paar größere Jungs hatten mit Tangbüscheln auf ihn eingeschlagen und ihn in die Wellen hinausgetrieben. Helen hatte von ihrem Buch aufgeblickt. Gerade war sie noch in ihren Roman vertieft gewesen, und im nächsten Moment watete sie durch das knietiefe Wasser und schrie sich die Seele aus dem Leib. Wegen des Windes hörten die Jungs sie nicht.

Ihr miesen Kerle!, brüllte sie. Ihr solltet euch was schämen! Dann war sie bei ihnen angelangt, und die Jungen erstarrten.

Er hat angefangen, Missus.

Seht ihr denn nicht, wie klein er noch ist? Herrgott noch mal. Sucht euch jemanden, der so groß ist wie ihr. Die Jungs stapften durch das Wasser davon und sahen sich noch ein paarmal nach ihr um, trotzig, aber verängstigt.

Wo waren die Mädchen an diesem Tag gewesen? Cal hatte sie ihr wohl abgenommen. Ein Strandtag vor langer Zeit, vor mehr als dreißig Jahren, und jetzt, hier, die Frisierkommode, das von einer Straßenlampe durchleuchtete Parfumfläschchen, die braune Flüssigkeit wie ein ruhiges Feuer, die Teppichfransen, ihr an einem Haken hängender Hausmantel; Johnny war ein erwachsener Mann. Sie umklammerte den Telefonhörer. Sie war fünfundfünfzig, nein, sechsundfünfzig.

Was du werden musst, hatte sie wiederholt.

Johnny gehörte zu den Männern, die nur selten bei ihrer Mutter anrufen, und wenn er es tat, war er abwechselnd energisch und konfus, und die Verbindung war immer schlecht. Oder irgendetwas stimmte nicht. Er wollte ihr von dem Sonnenuntergang erzählen, hatte sie gedacht, mehr

nicht. Die Sonne ging unter. Oder sie ging auf. Aber nein, es ging um mehr als den Sonnenuntergang. Diesmal hatte er etwas zu sagen.

Der Ladenbesitzer schiebt leuchtendrote Schoner auf die Kufen und knotet die langen Schnürsenkel zusammen, damit Timmy die Schlittschuhe über der Schulter tragen kann.

So, das war's, sagt er. Er gibt Timmy einen sanften Klaps auf den Hinterkopf. Timmy duckt sich schüchtern weg. Helen sieht, wie die Wunderkugel von der einen Backe in die andere wandert.

Geht's zum Eislaufen?, fragt der Mann.

Wollen mal ein paar Pirouetten drehen, sagt Helen.

Bald sind die Teiche zugefroren, sagt der Mann. Bei dem Wetter, das wir in letzter Zeit hatten.

Sie schauen alle aus dem Fenster. Die Straße ist von einer Schneebö weggeschmirgelt worden.

Basilika, Februar 1982

Die *Ocean Ranger* begann am Valentinstag 1982 zu sinken, und am nächsten Tag bei Morgengrauen war sie untergegangen. Die gesamte Besatzung kam ums Leben. Helen war damals dreißig, Cal einunddreißig.

Es dauerte drei Tage, bis feststand, dass niemand überlebt hatte. Drei Tage lang hofften die Menschen. Manche jedenfalls. Helen nicht. Sie wusste, dass die Männer tot waren, und es war ungerecht, dass sie es wusste. Sie hätte diese drei Tage auch gern gehabt. Heute erzählen die Leute, wie schwer

es war, nicht Bescheid zu wissen. Helen hätte gern nicht Bescheid gewusst.

Sie beneidete die Leute, die es fertigbrachten, mit einer Art ekstatischer Zuversicht in die Basilika zu kommen, obwohl sie wussten, dass der Wind mit einer Geschwindigkeit von neunzig Knoten blies. Zu der Messe für die *Ocean Ranger* kam die ganze Stadt, drei Konfessionen waren vor dem Altar versammelt.

Die Messe galt nicht als Gedenkgottesdienst. Helen weiß nicht mehr, welche Bezeichnung man wählte oder ob es überhaupt eine gab, noch erinnert sie sich, wie sie dorthin gelangte. Was sie noch weiß, ist, dass nie vom Tod der Männer die Rede war.

Helen hatte mit der Kirche 1982 nichts am Hut. Doch sie weiß noch, dass es sie in die Basilika zog. Sie musste die anderen Familien um sich haben.

Sie erinnert sich nicht daran, sich für den Gottesdienst hergerichtet zu haben. Vielleicht hatte sie einfach ihre Jeans an. Sie weiß, dass sie zu Fuß ging. Weiß noch, wie sie um die Schneewehen herumging. Der Schnee war von den Pflügen regelrecht abgeschoren worden. Glatgeschabte, hohe weiße Wände, die das Licht der Straßenlampen reflektierten. Es gab nicht genug Platz zum Laufen. Die Statue der Jungfrau Maria hatte Schnee in den Augenhöhlen und auch über dem Mund und einer Wange, wie das vorgebundene Tuch eines Gangsters. Daran erinnert sich Helen, weil schon damals dieses Gefühl in ihr aufstieg: wie ungerecht es war, beraubt worden zu sein.

Und als sie dann über den Hügel kam, sah sie die Menschen auf der Treppe der Basilika. Es war so voll, dass nicht alle in die Kirche hineinpassten.

Doch Helen schob sich durch die Menge. Sie war mit ihrer Schwester verabredet, erinnert sich jedoch nicht daran, Louise gesehen zu haben. Ein einziges Gedränge, und dann die Orgel, die Kerzen, der Weihrauch. Sie erinnert sich an die Kerzen und die Lilien. Unzählige Lilien.

Helens Schwiegermutter, Meg, war ebenfalls in der Kirche, doch auch sie entdeckte Helen nicht. Meg muss ganz vorne gewesen sein. Cals Mutter wollte bestimmt nah am Geschehen sein. Meg hatte in der Nacht, als die Ölbohrinsel sank, einen Traum gehabt. Sie hatte von einem Baby geträumt: Ich bin aufgestanden und habe aus dem Küchenfenster geguckt, und da habe ich in der Baumkrone ein Baby gesehen, das in eine weiße Decke gehüllt war. Ich habe zu Dave gesagt: Geh raus und hol das Baby, bevor ihm was passiert.

Alle hatten in der Nacht, als die Bohrrinsel sank, irgendeinen Traum. Es gibt niemanden in der ganzen Provinz, der nicht genau wüsste, wo er in jener Nacht war. Eine von Helens Freundinnen gab im Boys and Girls Club in Buckmaster's Circle Tennisunterricht. Nur Helens Freundin und ein Wunderkind, ein siebenjähriger Tennisstar, allein in der Halle, das harte Knallen des Tennisballs, sie ahnten nichts von dem Sturm, der draußen tobte. Als sie aus der Halle kamen, war das Auto ein schneebedeckter Hubbel, ein einsamer Marshmallow auf dem leeren Parkplatz. Die ganze Stadt hatte dichtgemacht. Eine andere Freundin hatte bei einem im voraus bezahlten Valentinsdinner bedienen sollen. Jeder Tisch war mit einer brennenden Kerze und einer Rose in einer winzigen Vase dekoriert, und als Hauptgang sollte es Ente mit Heidelbeersauce geben, doch das Restaurant musste schließen, und der Besitzer lud Helens Freundin ein, mit ihm

zu essen, bevor sie heimfuhren. Nach dem Essen ging der Besitzer von Tisch zu Tisch und blies die Kerzen aus.

Es gab Männer auf der Bohrinsel, die sich verabschiedet hatten, bevor sie hinausfuhren, das war das Eigenartige. Einige Männer riefen ihre Mutter an. Männer, die üblicherweise nicht telefonierten. Viele dieser Männer waren es nicht gewohnt zu sagen, wie es ihnen ging. Das war nicht ihre Art. Sie sagten nicht *Danke*. Oder *Auf Wiedersehen* oder *Ich liebe dich*.

Derlei Gefühle pflegten sie in Handlungen umzumünzen. Sie hackten Holz oder schippten Schnee. Ein großer Stapel Holz, neben dem Schuppen aufgeschichtet, unter einer blauen Plastikplane. Sie brachten Elchsteaks vorbei. Bauten eine Einliegerwohnung für die Schwiegermutter ein. Stiegen mit einem Eimer Teer aufs Dach. Das hieß *Danke*. Manche von ihnen waren so jung, dass es ihnen gar nicht in den Sinn gekommen wäre, *Auf Wiedersehen* zu sagen. So weit konnten sie nicht vorausdenken. Doch selbst einige dieser jungen Kerle Anfang zwanzig riefen zu Hause an. Telefonierten mit ihrer Freundin. Sagten, sie seien auf dem Weg zur Bohrinsel und wollten sich nur kurz melden, bevor sie losfuhren.

Viele der Männer, die auf der *Ocean Ranger* ums Leben kamen, hatten regelrechte Mühen auf sich genommen, um sich zu verabschieden, und das war seltsam. Es blieb in Erinnerung. Die Leute kommentierten das noch Jahre später: *Kurz bevor er losgefahren ist, hat er noch angerufen*.

Am Abend der Messe für die *Ocean Ranger* ging Helen die Stufen zur Basilika hinauf und sagte: Entschuldigung. Sie drängte sich durch die Menge, bahnte sich unbeirrt einen Weg nach vorn.

Sie erinnert sich nicht an Louise, sah weder Cals Mutter noch seinen Vater in der Kirche, doch sie müssen alle dort gewesen sein. Aus der Orgel drang ein langer tiefer Ton, der an das Stöhnen eines Menschen erinnerte. Helen spürte diesen Ton in den Fußsohlen, er vibrierte zwischen ihren Beinen, in Schambein und Gedärm, verwandelte ihr Inneres in Wasser, vibrierte in ihrer Nase. Ihre Nase tat weh davon, und Helen stiegen die Tränen in die Augen. Die Orgelmusik durchfuhr ihren ganzen Körper.

Sie hatte mit der Kirche nichts am Hut, doch unbewusst erhoffte sie sich womöglich einen Fingerzeig, wie sie das, was vor ihr lag, würde durchstehen können. Sie war nicht gläubig, und sie war wie betäubt, aber sie hatte drei Kinder und ahnte wohl, dass sie schwanger war, obwohl bislang nicht einmal ihre Periode ausgeblieben war. Oder falls doch, hatte sie es nicht bemerkt.

Louise sagt: Ich war da. Wir haben über die vielen Leute geredet, und ich habe dir ein Taschentuch gegeben. Ich hatte eines im Ärmel. Aber Helen erinnert sich nicht an Louise.

Die Kerzen: Es müssen Hunderte davon auf dem Altar gestanden haben, jede in einem kleinen roten Glas, und sie verschwammen alle in seitliche Richtung, als Helen die Tränen in die Augen stiegen. Sie zwinkerte, und die Flammen wurden zu scharf konturierten Sternen, die Sterne sandten Speere aus, und dann kamen ihr wieder die Tränen, und die Flammen wurden zu einer Wand aus strömendem Licht.

Die Basilika ist eine große Kathedrale mit Gewölbedecke, in der es normalerweise ziemlich kühl ist; an jenem Abend konnte man sich dort vor lauter Menschen kaum rühren. Und die Orgelmusik war laut. Wahrscheinlich hörte man sie bis in die Water Street.

Die Stimmen waren nicht weniger laut. Als die Leute zu singen begannen, hielten die Kerzen den Atem an und strahlten dann heller. Oder der Wind stieß die Tür auf, fegte kalt durch den Mittelgang, und die Kerzen flackerten.

Wer passte auf die Kinder auf? Helen hatte die Kinder nicht in die Kirche mitgenommen. Heute bereut sie das. Johnny war damals neun, Cathy acht und Lulu sieben. Zack, zack, zack, eins nach dem anderen.

Drei Wickelkinder, die dir zwischen den Füßen herumkrabbeln, hatte ihre Schwiegermutter Meg gesagt, als wäre es so geplant gewesen. Sie hätte die Kinder an jenem Abend wachhalten, ihnen die Schneeanzüge anziehen sollen. Hätte sie es doch nur getan.

Die Kinder hätten sie zu diesem Gottesdienst begleiten sollen, aber so dachte sie damals nicht. Sie weiß nicht, wie sie damals dachte. Sie hatte wohl geglaubt, sie könne sie irgendwie schützen. Oje.

Das Kerzenlicht bewegte sich im Takt der Orgelmusik. Ein Wall aus goldenem Licht hinter den Priestern – oder was sie auch sein mochten, Geistliche, ein Erzbischof war jedenfalls dabei – in ihren weißen Gewändern und mit erhobenen Armen. Der Gesang begann, und sie musste raus.

Die zittrigen hohen Stimmen der alten Frauen vorne. Diese Stimmen heben sich ab, gehen nicht im Gesamtklang auf, sie singen richtig, aber schrill, und zwar immer, niemals fügen sie sich ein oder vereinigen sich mit den anderen. Vielmehr führen sie den Gesang an, diese alten Frauen, die jeden Morgen in der Kirche sind, zu Fuß aus der Gower Street, King's Road oder Flavin Street kommen, nachdem sie der Katze ihr Futter hingestellt und ein Geschirrtuch über die hellbraune Schüssel gelegt haben, in der ihr Brotteig geht.

Sie kommen in Gummistiefeln, die vorn einen Reißverschluss haben, Stiefeln, die man über Hausschuhe zieht und die ihren verstorbenen Männern gehörten, und sie haben Regenhüte aus Plastik, die unter dem Kinn gebunden werden, Wollmäntel mit großen Knöpfen, Dauerwellen und in der Tasche neben dem zerknüllten Taschentuch einen Rosenkranz. Diese Frauen konnten es nicht fassen, dass sie auf ihre alten Tage noch solchen Kummer miterleben mussten. Das hätte eigentlich hinter ihnen liegen sollen. Sie sangen, und der schrille Klang war Resignation. Man braucht siebzig oder achtzig Jahre Übung, um die Resignation zu meistern, doch die alten Frauen wissen, dass sie unentbehrlich ist.

Und dann waren da Männerstimmen, tiefe Stimmen, durchdrungen von dem Versuch der Singenden nachzudenken. Diese Männer versuchten darüber nachzudenken, wie sie durch das Kirchenlied und die restliche Messe kommen, danach das Auto finden und zur Kirche zurückfahren könnten, um Frau und Kinder abzuholen, damit diese nicht durch den Sturm laufen mussten – ich hol euch ab, ihr müsst doch nicht nass werden, wartet einfach hier auf der Treppe, haltet nach mir Ausschau –, diese Männer dachten an den Verkehr, und sie fragten sich, ob ihr Sohn oder Bruder wohl tot war. Wussten, dass er tot war – sie wussten es alle –, und fragten es sich trotzdem. Sie hielten die Gesangbücher mit ausgestreckten Armen vor sich, diese Männer, denn sie waren weitsichtig, kniffen die Augen zusammen und nickten, als stimmten sie den Worten zu, die sie da sangen, oder als wären sie einfach froh, sie entziffern zu können.

Neben den Männern, die mit gerunzelter Stirn die Gesangbücher hielten, standen ihre Frauen. Die Kathedrale war von dem Geruch nach feuchter Wolle und Winter, nach

kaltem Stein und Weihrauch erfüllt, und in der Nähe des Altars roch es nach Kerzenwachs und Lilien. Auf manchen Kirchenbänken saßen ganze Familien, rotwangige kleine Mädchen mit Ringellocken oder Zöpfen schaukelten gähmend auf der Bank vor und zurück, in Kleidchen, die ihnen über die Schneehosen hingen. Kleinkinder schliefen auf dem Schoß ihrer Mutter.

Warum Helen mitten im Gottesdienst die Kirche verließ? Weil einige dieser Menschen voller Hoffnung waren. Sie waren verrückt vor Hoffnung, und der Volksglaube besagt, dass die Hoffnung vermisste Seeleute zurückbringen kann. Das ist der Volksglaube. Wenn die Hoffnung stark genug ist, kann sie Tote wieder auferwecken.

Helen war froh, dass sie die Kinder nicht mitgebracht hatte. Wer nimmt denn seine Kinder zu so etwas mit, dachte sie.

Sie wusste ganz sicher, dass Cal tot war und dass sie sich würde glücklich schätzen können, wenn sie wenigstens seinen Leichnam bekam.

Sie wollte seinen Leichnam. Daran erinnert sie sich. Sie wusste, dass Cal tot war und dass sie unbedingt seinen Leichnam wollte. Wobei sie das damals nicht hätte in Worte fassen können.

Was sie hätte sagen können, war: Sie stand außerhalb. Ihr Gefühl ließ sich am ehesten so beschreiben: Sie war abgeschnitten. Von allen anderen und von sich selbst.

Wegen der Kinder verspürte Helen großen Druck, so zu tun, als gäbe es kein Außerhalb. Oder wenn es doch eines gab, so zu tun, als sei sie ihm entkommen. Helen wollte, dass die Kinder glaubten, sie sei drinnen, bei ihnen. Das Außerhalb war eine hässliche Wahrheit, die sie für sich zu behalten gedachte.

Es war vollendete Schauspielerei, diese Lüge über den Ort aufrechtzuerhalten, an dem sie sich wirklich befand: außerhalb.

Sie wahrte den Schein, indem sie Frühstück und Abendessen machte (allerdings griff sie oft auf Chicken Nuggets und Tiefkühlpizza zurück) und den Kindern bei den Hausaufgaben half.

John biss die Radiergummis von seinen Bleistiften, kaute auf dem goldenen Metall herum, bis der Abdruck seiner Zähne zu sehen und nur noch ein von Speichel bedecktes Gummistückchen übrig war, das von seiner Zungenspitze fiel, wenn sie die Hand ausstreckte. Er begann direkt nach dem Untergang der Bohrrinsel auf Sachen herumzukauen. Seine Lehrerin sagte, John esse im Unterricht seine Bleistifte. Einen pro Woche, vermute sie. Gesund ist das bestimmt nicht, sagte die Lehrerin zu Helen. Er kaute auch auf seinen Manschetten herum, bis sie völlig zerfranst waren. Wenn er nach Hause kam, waren sie feucht vom Speichel. Und er aß mit offenem Mund, so dass man das Essen sehen konnte.

Die Lehrerin sagte: Die Kinder werden sich über ihn lustig machen. Ermahnen Sie ihn liebevoll. Mach den Mund zu beim Kauen. Das ist von grundlegender Bedeutung. Ein-

mal bin ich in die Cafeteria gekommen, und da saß er ganz allein da. An einem großen Tisch.

Helen erzählte John das, und fortan aß er mit fest zusammengepressten Lippen und weit aufgerissenen Augen, seine Miene ganz grimmig von der gewaltigen Anstrengung, höflich zu sein.

Helen übte mit John Mathe und sagte ihm: Deine Fünfen sind spiegelverkehrt.

Sie fertigten eine Projektarbeit über Pinguine an, mit Zeichenkarton und Filzstift und Fotos aus *National Geographic*. Pinguine bleiben ihr Leben lang mit demselben Partner zusammen. Sie rutschen auf dem Bauch von Eisklippen herunter. Ab und zu wird einer gefressen, und dann bleibt der andere allein zurück. Dies sind die rührseligen, sentimentalen Fakten über Pinguine. Johnny schnitt mit seiner stumpfen Schere Fotos aus und klebte sie auf den Karton, und dann zog er mit dem Lineal schiefe Linien für die Bildunterschriften. Seine Druckschrift war fürchterlich.

Helen sorgte dafür, dass die Kinder zum Abendessen zusammen um den Tisch saßen. Immer. Zusammen am Tisch zu sitzen war der Grundpfeiler ihrer Inszenierung.

Sie buk nicht selbst. Helen packte den Kindern gekauftes Gebäck und Dosen-Limo in die Lunchbox. Schinkensandwich mit Mayo und Wonderbread. Die Familien der Ertrunkenen warteten alle auf die Entschädigung, denn wie soll man vier Kinder ernähren und auch noch die Rechnung von Newfoundland Light and Power bezahlen?

Nach einer Weile begann sie in einer Bar zu arbeiten. Meg passte auf die Kinder auf, wenn Helen in der Bar gebraucht wurde. Helen musste feststellen, dass sie kein Wechselgeld abzählen konnte. Sie schaute auf das Wechselgeld in der

Kassenlade und auf die Münzen in ihrer einen und den Fünfdollarschein in der anderen Hand und hatte keine Ahnung, was das alles bedeutete.

Sie brachte die Bestellungen durcheinander. Manche Leute ließen anschreiben, doch sie wusste nicht, wer. Einmal weigerte sie sich, einen Mann zu bedienen, der ihr daraufhin Prügel androhte. Dann werden dir deine schlaun Sprüche schon vergehen, sagte er. Er griff nach dem Telefon, rief den Besitzer der Bar an und reichte ihr den Hörer, und der Besitzer sagte: Sie sind da, um Bier zu servieren. Also servieren Sie den Leuten gefälligst ihr gottverdammtes Bier.

Sie wischte in den Toiletten die Kotze auf und ging morgens um vier zu Fuß nach Hause. In der Duckworth Street fuhren die Autos im Schrittempo an ihr vorbei. Männer boten ihr an, sie mitzunehmen. Willst du nicht einsteigen? Ich hab was für dich.

Einmal brach sie in Tränen aus und schrie einem Mann ins Gesicht: Wo ist Ihre Frau? Wo ist sie? Haben Sie denn keine Frau? Die verspiegelte Fensterscheibe surrte nach oben, und Helen sah ihr fleckiges Gesicht, den Rotz und die Tränen und, wie einen Heiligenschein, ihr von einer Straßenlampe erleuchtetes Haar, und sie wusste nicht, wen sie da sah. Schrie noch, während der Wagen mit quietschenden Reifen davonraste. Der Geruch verbrannten Gummis, ihr tränenverschmiertes Gesicht.

Das Geld von der Bar reichte aus, um die Familie mit Lebensmitteln zu versorgen, doch eines Tages zerschlug ein Mann eine Bierflasche an der Tischkante und bedrohte seine Freundin damit. Der Rausschmeißer brach ihm mehrere Wirbel, als er ihn vor die Tür setzte, und da hörte Helen auf.

Sie stellte sich unten an die Treppe, um nach den Kindern zu rufen, eine Hand auf dem Geländer: Das Abendessen ist fertig.

John begann Zeitungen auszutragen, und an den Winterabenden folgten sie und die Mädchen ihm, warteten auf der Straße, während er an die Türen pochte und kassierte. Er war zehn, und Gabrielle, das Baby, hing in einem Tragegestell auf Helens Rücken. John war der Überzeugung, dass er die Familie unterstützen sollte. Rotzfrech, ein richtiger Straßenjunge. Sie sah zu, wie er klingelte und hereingebeeten wurde.

Johnny beschwatzte die alten Männer, die in Bademantel und Hausschuhen an die Tür geschlurft kamen. Helen hörte das Quietschen der Fliegengittertüren, sah, wie die alten Männer auf der Straße nach einem Elternteil Ausschau hielten, sie und die Mädchen entdeckten und Johnny daraufhin hereinbaten.

Komm rein, mein Sohn.

Oder die Hausfrauen, die in ihrer Handtasche kramten. Zehn Jahre war er alt, doch Johnny bemerkte eine neue Frisur, oder er sagte, das Essen rieche aber lecker.

Zehn Jahre alt, und was legte er sich ins Zeug für ein Trinkgeld. Er streichelte Hunde und plauderte mit den Leuten, während er ihnen die Zeitung aushändigte.

Helen und die Mädchen liefen durch das gesamte Viertel, während Johnny für die *Telegram* kassierte. Wieder zu Hause angelangt, setzte sie sich auf einen Stuhl, und Johnny hielt das Tragegestell, während sie die Verschlüsse öffnete, und wenn sie dann ihre Schultern aus den Gurten gewunden hatte, fühlte sie sich, als schwebte sie. Sie legte Gabrielle in das Gitterbettchen, ohne ihr den Schneeanzug auszuziehen.

Schon allein das Geräusch des Reißverschlusses konnte das Baby wecken.

Sie denkt an den Geruch der *Telegram*-Tasche, die John über der Schulter trug, an den Geruch von Frost und Tinte. Die Münzen, die aus seinem Portemonnaie auf den Tisch kullerten. Wie er mit der Hand auf die rollenden Quarters schlug, damit sie nicht hinunterfielen. Er wollte Lebensmittel kaufen, und sie erlaubte es ihm. Er kaufte Kekse und Eis, Familienpackungen. Er gab jedem der Mädchen einen Löffel, und sie aßen alle dort am Küchentisch direkt aus der Packung. Einmal kaufte John ihr ein Steak. Er war sehr stolz auf sich.

Wie Helen tobte, wenn die Kinder nicht sofort zum Essen kamen – ich stelle euch hier ein Essen auf den Tisch, Herrgott noch mal, da erwarte ich, dass ihr kommt, wenn ich euch rufe, und zwar sofort.

Die Mädchen warfen sich auf ihre Stühle. Lachten, redeten durcheinander, langten nach dem Ketchup. Gabrielle lernte Treppensteigen, und der Windelpacken unter ihrem verwaschenen gelben Strampler wackelte dabei hin und her. *Passt auf, dass sie nicht hinfällt. Habt ihr das Baby im Auge?*

Wenn Gabrielle mitten in der Nacht aufwachte, stand Johnny auf und holte ihr ein Fläschchen mit Milch. Er hatte Angst vor der Dunkelheit, trotzdem ging er die Treppe hinunter in die Küche, Helen hörte das Geräusch der Külschranktür, und dann hörte sie ihn, so schnell er konnte, die Treppe wieder hochkommen. Er gab Gabrielle ihr Fläschchen, und danach kletterte er zu Helen ins Bett und legte seine kalten Füße an ihre Schienbeine. Er hatte immer Bauchweh. Streichel mir den Bauch, sagte er. Es war Stress. So ein kleiner Kerl und Stress. Wobei damals niemand von Stress sprach. Wachstumsschmerzen nannte man es.

Ellbogen, sagte Helen beim Abendessen. Nicht am Ärmel. Nimm die Serviette. Willst du die Beine von deinem Stuhl abbrechen? Wie oft muss ich dir das noch sagen? Nicht kip-peln. Wirf den Ball nicht an die Wand.

Sie ließ nicht zu, dass beim Essen der Fernseher lief. Sie hatte eine bestimmte Vorstellung davon, was eine Familie ausmachte, und sie würde dafür sorgen, dass sie eine Familie waren. Macht den Fernseher aus, sagte sie. Wenn sie doch nur einen Quarter für jedes Mal bekäme, wo sie sagte: Macht die Tür zu, wir heizen hier nicht die Straße.

John vergaß immer wieder, die Gabel zu benutzen. Benutz deine Gabel. Benutz die verdammte. Ich schneid es dir. Soll Mommy dir das schneiden? John hasste es, auf seinem Stuhl am Tisch zu sitzen. Darf ich aufstehen? Nein. Ich bin aber fertig. Du bist erst fertig, wenn alle fertig sind; wir sind eine Familie. Gabrielle ist fertig. Lulu ist fertig. Darf ich jetzt gehen? Also gut. Dann geh halt. Geh, wenn du willst. Geh. Geh in Gottes Namen. Jesus, Maria und Joseph.

Woraufhin John um die Ecke sauste, durch den Flur, aus der Haustür. Mach die Tür zu. Mach die verdammte.

Oder John schlang sein Essen hinunter und warf dann seinen Basketball gegen die Wand. Der Ball macht Streifen an der Wand. Was hab ich gesagt? Du sollst den Ball nicht an die. Jetzt guck dir mal die Wand an! Guck dir die Streifen an der. Was hab ich dir gesagt?

Er stand am Tisch, prellte den Ball auf den Boden. Sie dulde keine Frechheiten, erklärte Helen ihren Kindern.

Keine Widerworte, junge Dame, in deinem eigenen Interesse, sagte sie.

Ich versohl dir den Hintern, sagte sie.

John war eines von den Kindern, denen man sagen musste:

Hör auf, den Ball zu prellen. Der Aufprall hallte im Zimmer wider und ließ die Lampe über dem Esstisch vibrieren. Die Lampe bestand aus einer von vier Rauchglasscheiben umschlossenen elektrischen Kerze und einer bronzeartigen Kette, die sich um das Kabel wand. Sie hing von der Decke, und wenn John den Basketball prellte, tanzten kleine Lichtrechtecke auf dem Tischtuch. Ein Junge von zehn, elf Jahren.

Hasenohren, erklärte ihm seine Schwester Lulu. Man macht eine Schlaufe und dann noch eine, und dann wickelt man die eine Schlaufe um die andere und zieht sie fest an. Doch John konnte seine Schuhe nicht binden.

Die Mädchen malten mit bunter Kreide auf den Gehsteig – Blumen oder Himmel und Hölle. Cathy knotete Gummibänder zu einem langen Band zusammen, befestigte das eine Ende am Telegrafmast und das andere an Lulus Knie, und dann hüpfte sie auf das Gummi und hielt es unter ihrem Schuh fest. Oder die Mädchen spielten mit einem Skip-it-Hüpfseil. Einen Oktober lang musste sich die Familie jeden Tag nach dem Abendessen eine halbe Stunde das Gequiesche von Lulus Geige anhören. Lulu übte mit beeindruckender Disziplin, das Kinn in die kleine Plastikmulde gepresst, ihr schrilles Gekratze so durchdringend, dass Helen es in den Zähnen spürte.

Im Sommer kauften sie sich Eis und setzten sich an den Springbrunnen vor dem Colonial Building. Wenn es dämerte, schossen aus dem flachen Becken fächerförmige Schaumfontänen in die Höhe. Ein feiner Sprühregen wehte herüber und überzog ihr Haar mit winzigen Tröpfchen. Keine Frau sollte allein vier Kinder versorgen müssen, dachte Helen damals; das eine Auge des Babys war von einem Wespenstich angeschwollen wie das eines Boxers. Aus der In-

nenstadt war leise Musik zu hören, es roch nach Gegrilltem, Kinder rollten auf Skateboards vorbei – ein Freitagabend zur Essenszeit, nach einem Tag im Park.

John prellte den Basketball, und Gabrielle saß in einem Kinderstuhl und mampfte. Cathy und Lulu waren imstande, ruhig am Esstisch zu sitzen. Die Mädchen konnten Servietten benutzen. John wischte sich den Mund am Ärmel ab.

Mit *außerhalb* meinte Helen, dass eine durchsichtige Wand, eine Scheidewand sie von der restlichen Welt trennte. Sie konnte sich die Seele aus dem Leib brüllen – *leg endlich diesen gottverdammten Ball weg* –, doch keiner hörte sie.

Nachdem die *Ocean Ranger* gesunken war, mussten sie sehr lange auf eine Entschädigung warten. Die Leute fragen immer, wieviel die Familien damals bekamen, und Helen gehört zu denen, die finden: Das geht euch einen feuchten Dreck an.

Die Leute, die nach der Entschädigung fragen, scheinen zu glauben, dass das Leben durch eine Zahl erfasst werden kann. Ein Bein ist wie viel wert? Ein Arm? Ein Rumpf? Was ist, wenn man seinen Mann vollständig verliert? Wie viel Geld bekommt man dann? Sie denken, ein Mann entspricht einem bestimmten Betrag. Ein toter Ehemann lässt sich nicht gegen eine Geldsumme aufrechnen, würde Helen diesen Leuten gern sagen. Wer nach dem Geld fragt, weiß nicht, wie es außerhalb ist. Diese Leute sind drinnen. Oder sie haben nie richtig geliebt. Helen beobachtet solche Menschen voller Interesse.

Was sie ihnen gern sagen würde, ist, dass sie und ihre vier Kinder sehr lange auf die Entschädigung warten mussten. Es gab zwar einen durch Spenden finanzierten Hilfsfonds für die Familien, und die Leute meinten es gut, waren

großzügig, doch die Spenden reichten nicht weit. Sie sagt das niemandem. Aber dieses Geld reichte nicht weit.

Am besten spricht man sie auf dieses Thema gar nicht an. Ihre Schwester hat ihnen Lebensmittel vorbeigebracht, das würde sie gern sagen. Mehr als einmal, und Louise hatte es auch nicht gerade dicke. Sie kam einfach und begann ihr Auto auszuladen, und sie wollte keinen Dank. Lebensmittel für eine ganze Woche.

Louise wollte keinen Dank. Ohne viele Worte räumten sie die Sachen in die Schränke ein, eine Angelegenheit zwischen zwei Schwestern. Louise hatte gerade erst als Krankenschwester angefangen und verdiente noch nicht viel, außerdem hatte sie selbst zwei Kinder.

Das ist, sagte Louise. Nicht der Rede wert.

Danke, Louise, sagte Helen.

Halt die Klappe, sei so gut.

Helen legte Wäsche zusammen. Die Sockenpaare zusammenzusuchen war ein Akt, der ziemlich genauso aussah wie das Zusammensuchen von Sockenpaaren. Helen sah dabei aus, als wäre sie in der Welt, mit einer ganz banalen Tätigkeit befasst: *Hier ist die eine Socke, wo könnte wohl die andere sein?* Und zum Schluss lag tatsächlich ein Stapel Socken da.

Sie ließ ständig das Radio laufen. Oder sie drehte es ab.

Das ist mal ein Maul, das wir stopfen können, sagte sie. Und schaltete das Radio aus.

Je mehr Zeit verstrich, desto überzeugender wurde Helen. Es roch nach Chicken Nuggets; unter dem Toaster lagen Brotkrümel. Sie packte die Lunchboxen, ließ den Öltank auffüllen, ging zu den Weihnachtskonzerten der Kinder. Ihren absoluten Tiefpunkt erreichte sie, als die Leitungen einfroren. Unten im Keller mit dem gestampften Boden, der niedrigen

Decke und den feuchten Mauern hielt sie einen Schweißbrenner an die Rohre. Das abrupte Fauchen, als die Flamme herausschoss, ein seltsames Blau, und dann dieses Zischen. Es jagte ihr eine Heidenangst ein. Sie konnte sich keinen Installateur leisten.

Louise ließ kein einziges der Weihnachtskonzerte von Helens Kindern aus. Bei den Weihnachtskonzerten sitzen die Ehepaare zusammen, deshalb begleitete Louise Helen. Es gab ein dreistündiges Programm mit Kostümen und von den Deckenbalken hängenden silbernen Schneeflocken, das Klavier überschwänglich und penetrant, dazu die dramatischen Gesten der Musiklehrerin, die mit ihrem Taktstock den übererregten, todernsten Kindergartenchor dirigierte, *und nun, und nun*, die Kinder artikulierte jede Silbe ganz deutlich. Louise brauchte dringend eine Zigarette. Louise schlief ein. Louise weinte, als Lulu ihr Geigensolo spielte.

Doch die Wahrnehmung der Mädchen wurde bald feiner, sie ließen sich nicht mehr so leicht täuschen. Also suchte sich Helen wieder Arbeit, begann zu nähen und besuchte einen Yogakurs. Niemand fragte: Hast du mal daran gedacht, jemand Neues kennenzulernen? Lange Zeit wagte das niemand.

John ruft sie gern an, November 2008

Helen schläft mit einer Augenmaske. Das Telefon: Singapur. Einen Moment lang dachte sie, Thailand, aber es war nicht Thailand. Singapur war China. Oder war das Hongkong? Es war ein Zwischenstopp. John war auf dem Weg nach New York. Er redete von der Sonne. Nur eine Zwischenlandung, sagte er. Zum Auftanken.

Ich trinke rasch einen Espresso, sagte Johnny.

Das Telefon klingelte mitten in der Nacht, es hätte Louise sein können mit einem Herzinfarkt oder weiß Gott was. Helen nahm die Augenmaske ab und sah, wie unterschiedlich die beiden Arten von Dunkelheit waren. Es schien fast so, als wäre die Welt nur ein Gewusel herumschwirrender Atome, als könnte sie, wenn sie wollte, die Hand in die schattenhaft und unwirklich erscheinende Kommode schieben und ihre Nylonstrümpfe zwischen den Fingern zerreiben, sie wegreiben wie den Beschlag auf einem Spiegel.

Ihre schwarze Strickjacke an der Schranktür. Immer diese panische Angst, wenn nachts das Telefon klingelt: Ist jemandem etwas zugestoßen? Louise hatte schon mehrere Herzanfälle. Letzten Winter kam der Notarztwagen. Helen hat Angst vor dem Telefon.

Ihre Strickjacke sah aus wie ein Schemen, ein Geist. Helen war eben doch alt geworden, und ja: Es waren viele Jahre vergangen. Das Bett flog über den Rand eines Kliffs, über dem Wasser schrillte eine Sirene, und ihr Körper schien langsamer zu fallen als das Bett, sie spürte, wie das Bett aufschlug, *platsch*, und dann schlug sie auf dem Bett auf und begann zu sinken, doch es war keine Sirene, nur das Telefon. Das Telefon. Geh ans Telefon. Alt bin ich nun ganz gewiss



Lisa Moore

Und wieder Februar

Roman

Taschenbuch, Broschur, 336 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-47905-4

Goldmann

Erscheinungstermin: August 2013

Sie wollte für immer mit ihm zusammenbleiben. Doch als ihr Mann bei einem Unfall stirbt, muss Helen die Kraft für ein Leben ohne ihn finden ...

Sie wollten für immer zusammenbleiben, gemeinsam durchs Leben gehen. Doch als Helens Mann Cal beim Untergang der eigentlich als unsinkbar geltenden Bohrplattform ‚Ocean Ranger‘ in den Tod gerissen wird, bleibt Helen allein zurück. Muss sich zurechtfinden in dem plötzlich einsamen Leben an der stürmischen Küste Neufundlands. Muss Stärke zeigen für ihre vier Kinder, die Tage meistern, den Haushalt erledigen, sich Arbeit suchen. Trägt die Trauer um Cal unauslöschlich in ihrem Herzen – und findet doch allmählich die Kraft für ein bisschen neues Glück und eine neue Liebe ...

 [Der Titel im Katalog](#)